

ENTNAZIFIZIERUNG  
UND  
WIEDERAUFBAU  
IN LINZ

Linz 1996

---

Archiv der Stadt Linz

# INHALT

|                                                                                                                                                                                             | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Impressum .....                                                                                                                                                                             | 4     |
| Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen .....                                                                                                                                               | 7     |
| Anschriften der Mitarbeiter .....                                                                                                                                                           | 8     |
| Vorwort des Bürgermeisters und des Kulturstadtrates .....                                                                                                                                   | 9     |
| Vorwort der Herausgeber .....                                                                                                                                                               | 11    |
| Brigitte Kepplinger und Josef Weidenholzer (Linz):<br>Die Rekonstruktion der Sozialdemokratie in Linz 1945–1950 .....                                                                       | 13    |
| Roman Sandgruber (Linz):<br>Die Anfänge der Linzer ÖVP .....                                                                                                                                | 69    |
| Walter Schuster (Linz):<br>Die Entnazifizierung des Magistrates Linz .....                                                                                                                  | 87    |
| Hanns Kreczi (Linz):<br>Mein Tagebuch 1945 – Das Kriegsende in Linz .....                                                                                                                   | 207   |
| Kurt Tweraser (Fayetteville):<br>Hans Behrmanns Glück und Ende.<br>Anmerkungen zur amerikanischen Pressepolitik am Beispiel<br>der „Oberösterreichischen Nachrichten“ 1945–1948 .....       | 277   |
| Michael John (Linz):<br>Das „Haarabschneiderkommando“ von Linz.<br>Männlicher Chauvinismus oder nationalsozialistische Wiederbetätigung?<br>Ein Fallbeispiel aus den Jahren 1945–1948 ..... | 335   |
| Erika Thurner (Linz):<br>Ein Kapitel Stadtgeschichte: „Zigeuner“ in Linz .....                                                                                                              | 361   |
| Georg Wacha (Linz):<br>Denkmale aus der NS-Zeit .....                                                                                                                                       | 373   |
| Gerhart Marckhgott (Linz):<br>Das Projekt „Führerbibliothek“ in Linz .....                                                                                                                  | 411   |

|                                                                                                                              |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Helmut Fiederer (Linz):<br>Die sozialen Krankenversicherer in Linz und<br>Oberösterreich nach 1945 .....                     | 435 |
| Max Lotteraner (Linz):<br>Zur Wiedererrichtung der Kammer für Arbeiter und<br>Angestellte für Oberösterreich 1945/1946 ..... | 459 |
| Buchbesprechungen .....                                                                                                      | 521 |

ERIKA THURNER

## EIN KAPITEL STADTGESCHICHTE: „ZIGEUNER“ IN LINZ

### Vorbemerkung

Februar 1994: Die Bomben von Oberwart haben Roma und Sinti plötzlich in die gesellschaftliche Mitte gesprengt. Die Morde an vier jungen Roma im burgenländischen Oberwart erschütterten in vielfacher Weise. Sie erschütterten und erzeugten Erstaunen – in Politik und Gesellschaft. Menschen zeigten Betroffenheit über die Gewaltbereitschaft rechtsextremer Täter; Betroffenheit aber auch über die Existenz von Roma-Slums in Österreich. Dadurch geschah Unerwartetes. Die Medien rückten eine Gruppe von Menschen ins Licht, deren „Schicksal“ bis dahin kaum zur Kenntnis genommen worden war: Die österreichischen Roma und Sinti, besser bekannt unter der vorurteilsbehafteten Fremdbezeichnung „Zigeuner“.

Die Geschichte der jahrhundertelangen Verfolgung und Vertreibung ist bis heute kaum ins gesellschaftliche Bewußtsein eingedrungen. Der nationalsozialistische Massenmord an dieser – bis im Dezember 1993 nicht anerkannten – ethnischen Minderheit wurde tabuisiert und verharmlost. Parallel dazu verweigerte die Zweite Republik diesen Holocaust-Opfern die materielle und ideelle „Wiedergutmachung“. Die ignorante Haltung des offiziellen Österreich begünstigte die fortgesetzte gesellschaftliche Diskriminierung und Ausgrenzung der Roma und Sinti. Tradierte Klischees und Vorurteile über die „Zigeuner“ haben deren gesellschaftlichen Platz am unteren Ende der sozialen Hierarchie festgelegt.

Blicken wir zurück ins Jahr 1945, dann sehen wir, daß die Entwicklung für die wenigen Überlebenden anders hätte verlaufen können. Auch wenn es damals in Österreich keine Schuldeingeständnisse und kaum Betroffenheit über den „Zigeuner“-Holocaust gab, so offerierten die ersten Friedensjahre eine breitere Palette von Möglichkeiten. Vor allem in den größeren Städten. In der Zeit des noch ungeordneten Wiederaufbaus, in der viele Menschen wenig oder fast nichts hatten, wurden – aufgrund der Not- und Mangelsituation – nahezu alle Existenzverhältnisse toleriert. Minderheiten und Randgruppen fielen kaum auf. Die Menschen, ganz gleich, ob Mehrheits- oder Minderheitsangehörige, ob Inländer/innen oder Ausländer/innen versuchten, die diversen Überlebens- und Aufstiegsmechanismen der heterogenen Nachkriegsgesellschaft zu nutzen.

Am Beispiel einer Sinti-Familie in der Stadt Linz soll ein mögliches „Nachkriegsschicksal“ gezeigt werden. Sie ließ sich 1945 in Linz nieder und führte nach gängigen (Klischee-)Vorstellun-

\* Sehr herzlich bedanke ich mich bei Frau Gitta Martl, Linz. Sie stellte mir ihre reiche Erfahrung sowie verschiedenste Unterlagen zur Verfügung und hat zudem versucht, über Recherchen und Zeitungsaufrufe weitere Informationen zu diesem ausgeblendeten Themenkomplex einzuholen. Dank gebührt auch Herrn Archivdirektor Dr. Fritz Mayrhofer sowie seinen Mitarbeitern. Sie unterstützten Frau Martl bzw. mich bei der leider fast erfolglosen Quellensuche.

gen ein „traditionelles Zigeunerleben“: Wohnen im „Zigeunerwagen“ und Existenzsicherung durch Handeln. Diese Lebensführung – bzw. die Toleranz derselben – wurde allerdings ganz wesentlich durch die spezifischen Nachkriegsverhältnisse ermöglicht und geprägt.

### Linz 1945: Knappe Situationsskizze

Am 5. Mai 1945 wurde die Stadt Linz befreit. Ein Teil der Linzer Bevölkerung umjubelte die am Hauptplatz einmarschierenden US-Soldaten, streute sogar Blumen. Entgegen diesen Sympathieerklärungen wurde Linz als besetzte Stadt behandelt. Hier – wie in zahlreichen anderen österreichischen Städten und Regionen – gaben die Nationalsozialisten nicht freiwillig auf. Im Gau „Oberdonau“ wurden noch in den ersten Mai-Tagen 1945 an KZ-Häftlingen Todesurteile vollstreckt.

Trotz des praktizierten nationalsozialistischen Terrors bis zuletzt entwickelte sich die Stadt zum Zufluchtsort und Fluchtpunkt unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen. Noch vor Kriegsende wurde der Auftakt zur „zweiten Völkerwanderung“ gesetzt. In Oberösterreich konzentrierte sich die größte Zahl von Flüchtlingen, Vertriebenen, „verschleppten“ und „versetzten“ Personen.<sup>1</sup> Kurzfristig handelte es sich um etwa eine halbe Million. Deren Unterbringung und Versorgung zählte zu den Hauptproblemen der ersten Nachkriegszeit.

Linz war – als Rüstungszentrum und „Führerstadt“ – vor Bombardierungen nicht verschont geblieben. Mit 20 Prozent Gebäudeschäden (14.000 beschädigte Wohnungen) lag die Stadt allerdings im unteren Zerstörungsbereich. Zudem hatte es während der NS-Zeit sogar eine Ausweitung des Wohnungsbestandes gegeben. Die damals gebauten 11.000 Wohnungen fielen allerdings kaum ins Gewicht, standen in keiner Relation zum anfallenden Bedarf, um die durch Nationalsozialismus und Krieg bedingten „Obdachlosen“ aufzufangen.<sup>2</sup> Im Zeitraum 1938 bis Frühjahr 1945 war die Bevölkerung in Linz auf 200.000 Personen angewachsen, das bedeutete nahezu eine Verdoppelung. Für zwei Drittel der 1945 im Stadtgebiet als Flüchtlinge registrierten 45.433 Menschen bildeten Lager und Baracken eine erste Nachkriegsheimstatt.<sup>3</sup>

Daß der Zweite Weltkrieg im Frühjahr endete, bildete einen Unterschied zum Ersten Weltkrieg – und einen Vorteil. In der wärmeren Jahreszeit boten sich mehr Unterschlupf- und Wohnmöglichkeiten an. Die Menschen lebten überall: In zerstörten Häusern, Behelfsheimen, Hütten und Höhlen. Neben der Zweckentfremdung von diversen Gebäuden für Massenlager (Klöster, Schulen, Kasernen) und der Reaktivierung der „Erdhüttenlager“ dienten sogar Donauschiffe, in Bahnhöfen abgestellte Güterwaggons und alte baufällige Wohnwagen als Schlafquartiere.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Prinzip Hoffnung, Linz zwischen Befreiung und Freiheit (Katalog des Stadtmuseums Linz-Nordico Nr. 60), Linz 1995.

<sup>2</sup> Harry Slapnicka, Erste Raststätte auf der Weiterwanderung: Eingliederung in Österreich. In: Prinzip Hoffnung (wie Anm. 1), 196 ff.; Brigitte Kepplinger, Aspekte nationalsozialistischer Herrschaft in Oberösterreich. In: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945, Wien 1988, 430.

<sup>3</sup> Slapnicka, Erste Raststätte (wie Anm. 2) bzw. Helmut Lackner, Von der Gartenstadt zur Barackenstadt und retour. Die Linzer Barackenlager des Zweiten Weltkrieges bis zu ihrer Auflösung. In: HistJbL 1986 (1987), 238.

<sup>4</sup> Lackner, Von der Gartenstadt (wie Anm. 3), 238 f.

Eine Gruppe von Flüchtlingen stellten ehemalige KZ-ler. Sie waren teilweise in eigenen Lagern untergebracht. Überlebende NS-Opfer (vor allem Juden und Jüdinnen) hofften in der/ den amerikanischen Zonen auf Unterstützung und Hilfe bei der Weiterwanderung in ehemalige Herkunftsländer oder in mögliche zukünftige (sichere) Heimaten. Bis zum Juli 1945 lag die Stadt nur in der amerikanischen Verwaltungszone. Erst mit dem Einrücken von sowjetischen Truppen in Urfahr am 31. Juli 1945 kam es zur Zweiteilung der Stadt, mit der Donau bzw. den Donaubrücken als Zonengrenze.<sup>5</sup>

Für einen Teil der „zugezogenen“ Juden und „Heimatvertriebenen“ konnte die ersehnte Weiterwanderung nach und nach ermöglicht werden. Andere Flüchtlinge gaben ihre „Transithaltung“ auf, betrachteten Linz als neue Heimat. Dies, obwohl eine Mehrheit jahrelang in Provisorien ausharren mußte: in Holzbaracken oder im gemauerten Pendant, in den für Wohn- und Unterbringungszwecke von Bund, Land und Kommune zur Verfügung gestellten Kasernen.

Andere ehemalige Konzentrationslager-Häftlinge – Sinti und Roma – kamen als Kleingruppen und Einzelpersonen nach Linz. Anfangs gingen sie im Heer der Zuwanderer unter. Im Chaos der (ersten) Nachkriegszeit fielen sie und ihre Lebensführung nicht besonders auf. Die Auswahl der Stadt Linz als neue Heimat konnte vom Zufall bestimmt sein. Im allgemeinen gab es aber Bezugspunkte zum Vorkriegsleben. Linz war entweder Winterstandort der Familie oder Wohnort von Verwandten gewesen. Somit handelte es sich um eine Heimkehr im weit gefaßten Sinn.

### Heimatsuche: Vom Konzentrationslager nach Linz

Rosa W. war eine junge Sintizza, als die nationalsozialistischen Gesetze die „Zigeuner“ zunächst in Anhalte- und Arbeitslager, bald in Konzentrations- und Vernichtungslager zwangen. Gegen zwei Drittel der 11.000 österreichischen Sinti und Roma wurden als sogenannte „Fremdrasse“ im Nationalsozialismus ermordet, zu Tode gebracht. Ein kleinerer Teil konnte die Konzentrations- und Todesstätten überleben. Die Überlebenden waren vorwiegend jüngere, arbeitsfähige Menschen.<sup>6</sup>

Der Leidensweg von Rosa und ihrer Familie hatte 1939 im nationalsozialistischen Zigeunerlager Salzburg-Maxglan begonnen. Von dort wurde sie – noch minderjährig – ins Frauen-KZ Ravensbrück zwangsdeportiert. Ihrer guten Konstitution und Glück verdankt sie das Überleben. Das letzte Jahr „verbrachte“ sie in einem Außenlager des KZ Ravensbrück. Als mit dem Vorrücken der Roten Armee die KZ-Häftlinge in westlichere Lager getrieben wurden, ist Rosa fast am Ende: *Mit mir waren zwei gute Kolleginnen, auch Zigeunerinnen, die haben mich unterstützt. Eine hat sich links eingehängt, die andere rechts, so haben sie mich mitgeschleppt. Laßt mich los, hab ich immer gebeten, ich kann nicht mehr. Die Füße sind nicht mehr gegangen. Hohes Fieber und Durst und kein Wasser. Sie haben mich nicht liegengelassen.*<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Willibald Katzinger, Die zweigeteilte Stadt: Im Norden Urfahr. In: Prinzip Hoffnung (wie Anm. 1), 57 ff. bzw. Michael John, Displaced Persons in Linz, ebenda, 213 ff.

<sup>6</sup> Erika Thurner, Nationalsozialismus und Zigeuner in Österreich (Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte 2). Hrsg. von Erika Weinzierl, Ernst Hanisch, Karl Stuhlpfarrer. Wien-Salzburg 1983.

<sup>7</sup> Rosa Winter, Soviel wie eine Asche. In: Karin Berger, Elisabeth Holzinger, Lotte Podgornik, Lisbeth N. Trallori (Hrsg.), Ich geb Dir einen Mantel, daß Du ihn noch in Freiheit tragen kannst. Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen. Wien 1987, 86.

Mit ihren Kolleginnen gemeinsam gelang ihr schließlich die Flucht. Die Gefahr, von versprengten SS-Trupps noch aufgegriffen zu werden, war groß. Ebenso groß war die Gefahr, von den näherrückenden Befreiungstruppen nicht als Verfolgte, sondern als flüchtende Nazis behandelt zu werden. Zudem behinderten die bis zur Befreiung und Kapitulation noch andauernden Bombardements bzw. die damit verbundenen Zerstörungen von Verkehrswegen die „Heimreise“. Neben diesen äußeren Rahmenbedingungen und Faktoren beschränkten physische und psychische Verfassung das Weiterkommen. Fast alle KZ-Überlebenden waren enorm geschwächt und litten an verschiedensten Gesundheitsschädigungen. Für viele wurde die plötzliche „Übersorgung“ mit Nahrung zum tödlichen Bumerang. Der Überfluß an Eßbarem geriet dann zum Problem – so belegen es viele Interviews und autobiographische Quellen –, wenn jahrelang gewachsene Sehnsüchte nach bestimmten Speisen größer waren als Aufnahmefähigkeit und Vernunft. Und vor diesem Hintergrund des erlittenen Mangels sind die Erinnerungen von ehemaligen KZ-Lern zu verstehen, die sich plötzlich im Schlaraffenland wähnten. Auch Rosa W. zeichnet dieses Bild:

Die Viecher sind herumgerannt, herrenlos. Essen, alles Mögliche hast auf der Straße gefunden. Was dein Herz begehrt. Alles herrenlos, die Schweine herrenlos, wie in einem Märchenland. Autos mit Lebensmittel hast du gefunden auf der Straße. Wie im Schlaraffenland. Die Bauern waren ja geflüchtet. Auf der Straße lag tonnenweise Fleisch und Pastete und verschiedene Sachen, Gänse und Hendl. Was halt zum Denken ist...

Wir haben uns dann zwei Pferde geholt, es ist ja alles frei gewesen.

Und mit den Pferden sind wir dann schneller weitergekommen. Ich hab' mit die Roß' ja umgehen können. Ich kann sie einspannen, ausspannen, ich kann reiten, kann sie putzen, alles.<sup>8</sup>

Unterwegs treffen sie auf einen Sinto. Er schafft es nicht mehr, ohne fremde Hilfe weiterzukommen. Auf der einen Seite bildet der Schwerkranke eine Belastung für die Frauen, als Mann bietet er dennoch Schutz. Über Umwege gelangt die Gruppe noch im Frühjahr 1945 in die Donaustadt. Hier liegen Rosas Hoffnungen. Diese Hoffnungen, weitere Überlebende aus der Familie, der eigenen Verwandtschaft, zu treffen, erfüllen sich nicht. Bald wird die dunkle Ahnung zur Gewißheit: alle Familienmitglieder wurden ausgerottet, ermordet – Vater, Mutter, alle zehn Geschwister. Nur ein Onkel hat überlebt. Er wurde zusammen mit seiner engsten Familie in seiner Wohngemeinde Zwingendorf in Niederösterreich geschützt und nicht der Verfolgung preisgegeben.<sup>9</sup>

Arthur S. steht vor einer ähnlichen Situation. Der in Halle an der Saale 1916 geborene, vor der NS-Zeit in Deutschland lebende Sinto war vor der eigenen Inhaftierung bereits Familienvater. Seine Frau und seine drei Kinder haben den nationalsozialistischen Holocaust nicht überlebt. Auch seine Eltern und zwei Schwestern sind tot. Trauer, Verzweiflung und Einsamkeit binden Rosa und Arthur aneinander. Aus der Notgesellschaft wird eine Lebensgemeinschaft, nach eigenem Kodex eine Ehe. Staatliche und kirchliche Trauung sind in der Gesellschaft der Sinti nicht üblich.

*Er kam aus dem KZ Sachsenhausen. Die Mutter mit drei oder vier anderen Frauen hat ihn auf der Straße aufgeklaut. Er war verlaust, hatte Typhus und konnte nicht mehr weiter. Meine Mutter hat ihm sozusagen das Leben gerettet. Sie hat ihn gesundgepflegt und dann sind sie*

<sup>8</sup> Wie Anm. 7 bzw. Schnittbänder zum Videofilm: Die Zeit heilt keine Wunden. Begegnung mit Zigeunern in Österreich. Von Norbert Huber, Hermann Peseckas, Erika Thurner. Salzburg 1985.

<sup>9</sup> Auskunft von Gitta Martl aufgrund von Nachforschungen in der Gemeinde Zwingendorf.



Abb. 1: Luftaufnahme der Unteren Donaulände und (in ihrer Verlängerung) der Hafenstraße zwischen 1963 und 1965. Das Areal, wo sich der Wohnwagen der Sinti-Familie befand, ist mit einem weißen Pfeil gekennzeichnet (Foto: AStL).

*halt zusammengeblieben.* So wird der Beginn der Partnerschaft in der Familiengeschichte überliefert.<sup>10</sup>

Nun ist es Arthur, der nach seiner Genesung die Zügel in die Hand nimmt und eine Bleibe schafft. Dies tut er nicht als Bittsteller bei Ämtern und Versorgungseinrichtungen, sondern im Rückgriff auf frühere Netzwerke und Existenz Erfahrungen. Erste Unterkunft wird ein kleiner Zirkuswagen mit Standort Bulgariplatz. Den Wagen hat Arthur S. von Schaustellern erworben. Drei oder vier solcher Wagen stehen am Bulgariplatz. Zu Zirkusleuten und Schaustellern hatten Sinti vor der NS-Zeit Kontakte. Menschen aus diesem Milieu, die sich nicht rechtzeitig und „glaubwürdig“ in die „NS-Volksgemeinschaft“ integrieren konnten, waren als Nichtseßhafte und „Asoziale“ ebenfalls von Verfolgung bedroht. Mit Ende der NS-Herrschaft formierten sie sich wieder zur Gruppe.

Bis 1948 bleibt die mittlerweile vergrößerte Familie am Bulgari-Platz wohnhaft: 1946 wurde eine Tochter, 1948 ein Sohn geboren. Für zwei Erwachsene und zwei – später drei – Kinder wird der Wagen zu klein. Die Lösung des Problems liegt nicht nur in der Beschaffung eines größeren Wagens, sondern im Auskundschaften eines neuen, von den Behörden genehmigten Standplatzes. Arthur S. wird fündig: Er kann ein Grundstück an der Donau – gegenüber der Tabakfabrik – erwerben.

Noch 1948 erfolgt die Übersiedlung in die Hafenstraße 1a. Auf diesem Grundstück, das an die Untere Donaulände anschließt, bewohnt die Sinti-Familie bald zwei „Zigeunerwagen“, einen großen Schlaf- und einen kleineren Küchenwagen. Gegen eine jährliche Pachtsumme verfügt die Familie über einen attraktiven Standplatz im Grünen, bestens geeignet, um auch Kleintiere zu halten: Hunde, Hasen, ein Pony. Es gibt einen eigenen Wasser- und Stromanschluß und – das ist wichtig – der Standort gilt als gemeldete Wohnadresse.<sup>11</sup>

Die neue Unterkunft weist die Qualität eines Gartenhäuschens auf und ist in der damaligen Zeit ein kleines Eldorado für die eigenen und bald auch für Nachbarskinder. Die Nachbarschaft rekrutiert sich aus Lager- und Barackenbewohnern der unmittelbar angrenzenden Gebäude: das ist das „Barackenlager 77“ an der Hafenstraße mit knapp 200 und die Fabrikskaserne (Nr. 76, ehemalige Wollzeugfabrik) mit über 900 Menschen.<sup>12</sup>

Die Lagerbevölkerung war damals noch eine durchmischte Gesellschaft, in der die Ausländer (Volksdeutsche) allerdings eine Mehrheit bildeten. *In den Baracken haben auch österreichische Familien gewohnt, sicher eher zugehörig der Arbeiterklasse, einige waren Handwerker bei der Voest. Wir hatten vor allem auch Kontakte zu Sudetendeutschen und Rumänen, speziell zu einigen Familien in der Kaserne.*<sup>13</sup>

### Die besseren Jahre

Rosa W. und Arthur S. brachten nicht ständig ihre KZ-Vergangenheit ins Spiel. Vielleicht wußten sie nichts von der Bestimmung, daß NS-Verfolgte bei der Wohnungsvergabe bevorzugt und zum Beispiel in ehemalige Nazi-Wohnungen eingewiesen werden sollten. Oder sie

<sup>10</sup> Lebensgeschichtliche Tonbandinterviews mit RW vom 3. März 1991 und MG vom 20. September 1992 bzw. vom 25. November 1995.

<sup>11</sup> ASiL, Meldekartei.

<sup>12</sup> Lackner, Von der Gartenstadt (wie Anm. 3), 267 bzw. 271.

<sup>13</sup> Interview MG vom 20. September 1992.

haben an ihre plötzliche Privilegierung nicht ganz geglaubt. Zudem hatten sie keine Papiere, die die KZ-Haft bestätigten. Wie viele andere Häftlinge waren sie aus Angst vor dem ungewissen Ende geflohen – ohne Entlassungsschein. Während der Besatzungszeit konnte die erlittene Verfolgung dennoch als (kleines) Faustpfand genutzt werden. Ergänzt durch die berufliche Disposition entwickelten sich die Nachkriegsjahre als günstige Phase für die Familie:

In der ersten Zeit hat der Vater eine große Stütze durch die Besatzungssoldaten gehabt – durch die Amerikaner, aber auch durch die Russen, die mit den KZ-lern sympathisiert haben.

Vor dem Krieg war der Vater Pferdehändler. Danach war er wieder Händler, aber nicht mehr mit Pferden. Auch die Familie der Mutter hatte mit Pferden gehandelt. Durch den Handel mit den US-Soldaten und auch mit den russischen Soldaten war der Vater gar nicht so schlecht dran. Einmal kann ich mich erinnern an einen ganzen Waggon voll Handtaschen oder an einen Berg Ballonseide, den er an die Amerikaner verkauft hat. Die haben sich Hemden draus machen lassen.

Dann ist er wieder zu den Bauern hinausgefahren, hat Speck nach Haus gebracht und Eier. Denen hat er auch Stoffe verkauft. Ein Teil war Schwarzhandel, andere Geschäfte waren wieder ganz legal. Zum Beispiel bei einem Juden am Pfarrplatz – ich weiß den Namen nicht mehr –, das war auch ein KZ-Überlebender, und dort hat er Stoffe gekauft, echte englische Kammgarnstoffe. Das war ganz legal, der hatte einen Detailhandel.<sup>14</sup>

Phantasie und Einfallsreichtum waren nahezu Grundvoraussetzungen fürs Durchkommen in der ersten Friedensperiode. Das Hamstern und der Tauschhandel gehörten zur Überlebenskunst auch der „Durchschnittsösterreicher/innen“. Ein Teil der Bevölkerung beteiligte sich mehr oder weniger erfolgreich am Schwarz- und Schleichhandel. Der Nachkriegswohlstand mancher Österreicher(innen) liegt im illegalen Handel begründet. Und das Auge des Gesetzes war vermutlich nicht überall gleich wachsam. Ehemalige Verfolgte (vor allem Juden) konnten sich rasch ihren Ruf ruinieren. Durch die tatsächliche oder vermeintliche Beteiligung von Juden (oder „Zigeunern“) am Schwarzmarkt wurden alte Vorurteile reaktiviert. Obwohl der Schwarzhandel von den Militärbehörden strengstens verboten war, kam er in allen Bevölkerungskreisen und -gruppen vor.<sup>15</sup> Bis 1955 funktionierten die Besatzungssoldaten aber immer wieder als Schutzmacht, tolerierten das Handeln ohne Gewerbeschein:

Manchmal hat uns der Vater auch mitgenommen. Einmal sind wir von der Gendarmerie erwischt worden – das war Anfang/Mitte der fünfziger Jahre. Die haben dem Vater die Stoffe weggenommen, die in Packpapier eingewickelt waren. Der Vater war natürlich sehr böse. Jetzt sind wir in die nächstgelegene russische Kommandantur gefahren und dort hat er erzählt, daß er so viele Jahre im KZ war, und daß er für uns Kinder nichts zu essen hat, und daß ihm der Gendarm dieses Bißl auch noch weggenommen hat. Der russische Kommandant hat dort angerufen und der Vater konnte sich die Stoffe wieder abholen. Auf der Gendarmerie haben sie ihm alles schön säuberlich wieder überreicht.<sup>16</sup>

### Modernisierungsschub?

Für die meisten Sinti gehörte nach 1945 das Reisen mit Pferd und Wagen der Vergangenheit an. Durch die Besatzungssituation waren die Menschen – vor allem in der Anfangszeit – in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Das galt natürlich auch für „Wanderzigeuner“. Doch nicht alle empfanden dies als grobe Beeinträchtigung. Das Wohnen im Zigeunerwagen mit festem Stand-

<sup>14</sup> Interview MG vom 25. November 1995.

<sup>15</sup> Adina Stern, Nur weg von Österreich! In: Prinzip Hoffnung (wie Anm. 1), 278.

<sup>16</sup> Wie Anm. 13 und 14.

ort bot eine Kompromiß- und Übergangslösung zu einer neuen, bis dahin vielen nicht gestatteten Lebensführung. Das Bleiberecht an einem Ort – ohne nach 24 oder 48 Stunden weiterziehen zu müssen – wurde durchaus geschätzt, wenn parallel dazu eine gewisse Mobilität gegeben war. Mit einem Auto ließen sich seßhaftes Leben und traditionelle Berufe (ambulanter Handel) unter einen Hut bringen. So wurde das Auto zum absoluten Objekt der Begierde.<sup>17</sup>

*Er war einer der ersten österreichischen „Zigeuner“ (oder: „Zigeuner“ in Österreich), der den Führerschein gemacht hat, obwohl er nicht Lesen und Schreiben konnte. Und er hatte dann sehr bald ein Auto. Bevor er selber den Führerschein hatte, hatte er sozusagen einen Chauffeur, einen „Österreicher“ (gemeint ist: Nicht-Sinto), der ihn herumgeführt hat gegen Bezahlung. Aber sehr bald ist er dann auch schon mit dem eigenen Auto selber gefahren.<sup>18</sup>*

*Entweder er ist allein hinaus oder die Mama ist mit. Die hat er dann irgendwo aussteigen lassen und sie ist von Haus zu Haus mit der Ware, später hat er sie wieder abgeholt.<sup>19</sup>*

Früher war die ganze (Groß-)Familie unterwegs. Die Kinder wurden nebenbei betreut bzw. wuchsen selbstverständlich in ihre Aufgaben hinein. Sie mußten früh Verpflichtungen übernehmen, dafür wurden sie aber auch nicht als Abhängige, sondern als eigenständige Persönlichkeiten behandelt. Die neue Lebensführung brachte Veränderungen, bedeutete in gewisser Weise eine Anpassung an ein (klein)bürgerliches Lebensmodell. Das Verwandtschaftsnetz war durch die Ausrottung der Mehrzahl der „Zigeuner“-Familien zerstört worden, die Großfamilien auf Einzelpersonen und Kleingruppen reduziert. Auch Rosa W. und Arthur S. lebten isoliert in ihrer Kernfamilie (= Eltern und Kinder), umgeben von Nicht-Zigeunern. Die Abwesenheit bzw. das Fehlen der eigenen Verwandtschaft war jene Erfahrung, durch die die Kinder sich schon früh als Außenseiter erlebten:

Irgendwann ist mir aufgefallen, daß alle Kinder eine Oma, einen Opa, Tanten und Onkeln haben. Nur wir nicht. Da hab' ich daheim zu fragen begonnen. ...

Die einzige Verwandtschaft in Linz war der Onkel von der Mama mit Familie – eigentlich ein Großonkel, der damals schon älter war als die Eltern. Die haben woanders gelebt, im Zöhrendorfer Feld. Dort waren auch andere Sinti-Familien mit ihren Wohnwagen. Mit denen haben wir aber kaum Kontakt gehabt. Mit dem Onkel schon, aber nicht mit den anderen Linzer Sinti. Unsere Verwandten, Sinti aus Deutschland, die sind ein-, zweimal im Jahr auf Besuch gekommen. Das war die einzige intensivere Beziehung zu anderen Sinti.<sup>20</sup>

Wenn die Eltern gemeinsam den Geschäften nachgingen, wurden die Kinder zu Hause zurückgelassen. Frauen aus der Nachbarschaft konnten ohne weiteres für die Betreuung gewonnen werden:

Wir hatten eine Kinderfrau aus der Kaserne. Zuerst eine Frau Schuster, eine Flüchtlingsfrau. Die ist dann aber ausgewandert nach Amerika oder Kanada. Danach hat sich eine Bekannte von ihr um uns gekümmert. Die Anusch, die hatte selber schon zwei Kinder. Sie hat für uns alle gekocht und wir Kinder haben miteinander gespielt. Der Vater hat ihr etwas dafür gegeben – Eßwaren oder andere Dinge. Auch anderen Nachbarn hat er oft was zukommen lassen. Die meisten waren ja sehr arm. Das war eine ganz nette nachbarliche Gemeinschaft, die wir dort gepflegt haben zu den Leuten ...

Wir haben nicht nur das erste Auto, sondern auch das erste Fernsehgerät gehabt. Das weiß ich noch, daß der Vater den Apparat hinausgestellt hat, ins Freie, neben den Wohnwagen, dann sind die Nachbarn mit

<sup>17</sup> Vgl. Erika Thurner, Sinti- und Romafrauen: Die Ambivalenz des Ethnischen. In: WIDEE/Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie (Hrsg.), Nahe Fremde – Fremde Nähe (Reihe Frauenforschung 24). Wien 1993, 324 ff.

<sup>18</sup> Interview RG vom 3. März 1991.

<sup>19</sup> Interview MG vom 25. November 1995.

<sup>20</sup> Ebenda.



Abb. 2: Innenansicht eines „Zigeunerwagens“ (Foto: Privatbesitz).

den Sesseln gekommen und haben sich irgendwo herumgesetzt, daß sie das Fernsehen – die Löwinger-Bühne – anschauen konnten.<sup>21</sup>

Insgesamt erlebten sich die Sintikinder aus der Hafenstraße von ihrer Nachbarschaft als voll akzeptiert – von Kindern und Erwachsenen. Es gab so gut wie keine Diskriminierung. Vor allem in den frühen Jahren lag der Lebensstandard der Familie teilweise weit über dem von Nachbarn. Die Kinder kannten keinen Hunger und auch die Wohnwagenunterkunft samt Garten wurde im Vergleich zu Baracken- und Kasernenwohnungen als qualitativ besser eingestuft. Trotzdem: Kindheit und Jugend blieben nicht frei von schlechten Erfahrungen, behindern heute eine Verklärung der Vergangenheit.

### Härtere Zeiten

Die fünfziger Jahre waren für einen Teil der Bevölkerung noch von Knappheit und Mangel gekennzeichnet. Das Wirtschaftswunder lief in Österreich sehr langsam und mit geringer Reichweite an. Dennoch ging es den meisten Menschen von Jahr zu Jahr besser. Nicht der Sinti-Familie. Sie wurde zusehends isoliert, an den Rand gedrängt. Mit dem Abzug der Besatzungstruppen, 1955, war ihr die Schutzmacht abhanden gekommen.

<sup>21</sup> Ebenda.



Abb. 3: Baracke an der Hafenstraße 1a. Hier wohnten Nachbarn der Sinti-Familie (Foto: AStL).

Die Behörden weigerten sich, Arthur S. einen Gewerbeschein auszustellen. Diese Erfahrung teilte er mit vielen anderen Sinti und Roma in Österreich. Damit wurde die Legalisierung der Händlerstätigkeit von vornherein verhindert. Ab 1956 hagelte es Jahr für Jahr Gewerbebestrafen. Polizei und Exekutionsbeamten tauchten zu Hause auf, manchmal wurde ein Elternteil verhaftet und (vorübergehend) inhaftiert.<sup>22</sup> Die Umgebung reagierte erwartungsgemäß, praktizierte Mißachtung und Ausgrenzung. Auch die Lehrer erfuhren davon und sie bedienten sich einer besonderen Form von Sippenhaftung. Die Tochter mußte – auf Drängen einer Lehrerin – im letzten Jahr, trotz guter Leistungen, die Schule ohne Abschluß verlassen. Als Rechtfertigung wurde das energische Einschreiten von Mitschüler-Eltern angeführt.

Nicht nur die Menschen änderten ihr Verhalten. Auch die Stadt veränderte ihr Äußeres, befreite sich sukzessive von Kriegs- und Nachkriegsschandflecken. Notbehausungen und Baracken wurden geräumt und geschliffen. In den fünfziger und sechziger Jahren konnte das Programm – „Heraus aus den Baracken“ – nahezu umgesetzt werden. Nach und nach kamen die Menschen an der Hafenstraße an die Reihe.<sup>23</sup> Auch die ehemaligen Flüchtlingsfamilien konnten ihre provisorischen Unterkünfte gegen Wohnungen in anderen Stadtteilen eintauschen.

<sup>22</sup> Ebenda.

<sup>23</sup> Lackner, Von der Gartenstadt (wie Anm. 3), 239 bzw. 249 ff.

An der Wohnsituation der Sinti-Familie änderte sich dagegen wenig. Sie blieb weiterhin in ihrem Wohnwagen-Quartier. Noch gab es keine direkte Aufforderung von seiten der Stadt, den Platz zu räumen. Aber es wurde kälter und ungemütlicher. Die nachbarschaftliche Gemeinschaft hatte sich aufgelöst. Die befreundeten Familien waren weggezogen. Wer nach diesem Zeitpunkt noch immer in Lagern/Baracken lebte, wurde den Randgruppen der Gesellschaft zugeordnet.

### In Linz und anderswo

Mit der Reetablierung alter Ordnungs- und Werthierarchien erfolgte im restaurativen Klima der fünfziger Jahre der Übergang zur Normalität. Diese Normalität war repräsentiert durch eine Gesellschaft, die nicht allen gleiche Lebenschancen und gleich gute Plätze anbot. Die Plätze in der Mitte waren rasch vergeben und besetzt. Ein Teil der Bevölkerung mußte sich mit Randpositionen begnügen. Jene, die sich nicht einfügten oder einfügen konnten, die die Werte der Konsum- und Wohlstandsgesellschaft nicht zu den ihren machten – oder die Aufstiegs- und Integrationsmechanismen nicht rasch genug begriffen –, wurden hinausgedrängt und als soziale Randgruppen stigmatisiert.<sup>24</sup>

Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurden Arthur S. und Rosa W. ihre „Versäumnisse“ bewußt. Mit zunehmendem Alter machten ihnen die lagerbedingten Gesundheitsschädigungen zu schaffen. Noch immer galten sie nicht als Opfer des Nazi-Faschismus. Sie erhielten keine Unterstützung und Förderung, geschweige denn Anerkennung und Schutz als Angehörige einer ethnischen Minderheit. Als staatenlos eingestuft, waren sie nahezu rechtlos.<sup>25</sup> 1966 suchten sie sich eine neue Bleibe. Sie verließen Oberösterreich. Einmal mehr war es die Eigeninitiative dieser Sinti-Familie, die der Stadt Linz eine Auseinandersetzung mit dem „Zigeunerproblem“ ersparte.

<sup>24</sup> Vgl. Erika Thurner, Ein Zigeunerleben? Als Sinto, Sintiza, Rom und Romni in Salzburg. In: Mozes F. Heinschink und Ursula Hemetek (Hrsg.), Roma. Das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien-Köln-Weimar 1994, 54–96.

<sup>25</sup> Vgl. Erika Thurner, „Zigeunerleben“ in Österreich. Rechtliche und soziale Stellung von Sinti und Roma nach 1945. In: Rainer Bauböck, Gerhard Baumgartner, Bernhard Perchinig, Karin Pinter (Hrsg.), ...und raus bist Du! Ethnische Minderheiten in der Politik. Wien 1988, 57–68; Gerhard Baumgartner, 6 x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen. Klagenfurt/Celovec 1995, 111–143.